

FOTODOKS 2013

STRANGER WORLD

Erschienen bei *book with a beard* anlässlich der Ausstellung im Münchner Stadtmuseum, 16. Oktober – 01. Dezember 2013

LIFE AS IT SOMETIMES IS

“Being lonely is not the same as being alone. The loneliness we experience when surrounded by people is the loneliness we try our hardest to hide. We all have aspects to ourselves that we try not to display. Aspects which are personal and vulnerable.”

(Margaret M. de Lange)

Verletzlichkeit und Schwäche, Unsicherheiten und verborgene Sehnsüchte, die zerbrechliche und dunkle Seite der menschlichen Existenz. Nach ihnen sucht die Fotografin Margaret M. de Lange in ihren eindringlichen, in kontrastreiches Schwarzweiß getauchten Aufnahmen. Sie fotografiert Familienmitglieder, Freunde und flüchtige Bekannte und hält intuitiv diejenigen Momente und Situationen fest, in denen sich eine emotionale Begrenzung auftut – in der die Porträtierten Aspekte ihres Innersten mit ihr teilen und sie dadurch zugleich auch verborgene Seiten ihres Selbst entdeckt. Auf dem schmalen Grat zwischen Intimität und Entblößung zeigt die Fotografin ihr privates Ich im Bild des Anderen. Sie nutzt die Kamera als Mittel der Selbstreflexion und -erkenntnis und ihre Gegenüber als Spiegel der eigenen Empfindungen, ihrer Einsamkeit, ihrer Ängste und Träume. Dabei entstehen Bilder, die in der Direktheit und Intimität ihres geballten Aufeinandertreffens ein Gefühl der Beklemmung und Beunruhigung auslösen; Bilder, die keine Scheu vor schonungsloser Körperlichkeit haben.

Nackt, verletzlich, ehrlich. Laut de Lange sind dies auch die Adjektive, die eine glaubhafte fotografische Herangehensweise auszeichnen. Und Recht hat sie, denn sich persönlich einzulassen, preiszugeben, angreifbar zu machen, verleiht dem Dokumentierten nicht nur Authentizität, sondern unterstreicht auch die eigene Integrität. Wie stark eine Erzählung wirken kann, wenn jemand etwas von sich riskiert hat, zeigt Linn Schröder mit ihrem eindringlichen „Selbstportrait mit Zwillingen und einer Brust“. In eine zweite Haut aus enganliegenden

Strumpfhosen gekleidet sitzt sie auf einer Bettdecke; ihre wenige Wochen alten Zwillinge hängen schlaff und doch geborgen in ihren Armen. Eine Männerhand schiebt sich aus dem linken Bildrand in den Mund des einen Kindes und scheint die dort fehlende Brust zu ersetzen, an deren Stelle sich eine Amputationsnarbe über den Körper der Fotografin zieht. Es ist das Bild einer persönlichen Grenzerfahrung, in dem die Extremsituationen Leben und Sterben in geballter Kraft aufeinander treffen: die Narbe der überstandenen Brustkrebskrankung, die immer bleiben und an die Auseinandersetzung mit Krankheit und drohendem Tod erinnern wird – und auf der anderen Seite das neue Leben. Gleich doppelt.

Doch trotz der Intensität, mit der hier eine ganz intime Geschichte geteilt wird, geht es nicht um „die arme Linn Schröder“ und ihr Schicksal. Durch das Aussparen ihres Gesichts und Anblicks und durch die offensichtliche Inszenierung des Porträts schafft sie eine Distanz zu ihrer eigenen Person. Ihre Körperhaltung erinnert an religiöse Madonnenbildnisse und scheint das Bild durch diese kunsthistorischen Bezüge in eine andere Zeitlichkeit zu versetzen. Der Körper wird zum Symbol, das auf die Absurdität und Widersprüchlichkeit des Daseins verweist und in seiner brüchigen Ikonenhaftigkeit Irritation auslöst. Diese Irritation wurde auch im Kontext der „Über Grenzen“-Ausstellung der Fotografenagentur Ostkreuz sichtbar, für die das Bild entstanden ist: inmitten der tollen aber eben dokumentarisch seriell gedachten Erzählungen springt dem Betrachter plötzlich ein Einzelbild ins Auge. Ein Bild, das alles auf den Punkt bringt. Ein Statement mit drei Ausrufezeichen.

In ihrer visuellen Unmittelbarkeit konfrontieren die beiden Arbeit von Margarete M. de Lange und Linn Schröder den Betrachter mit sich selbst und seiner Reaktion auf das Gesehene. Denn wenn wir uns Krankheit und Tod, dem Anderen und Ungewohnten gegenübergestellt sehen, den Themen, die von der Gesellschaft an den Rand gedrängt werden, dann fehlen uns meist die Normen zur „angemessenen“ Einordnung und Wertung. Welche Reaktionen werden von uns erwartet? Sollen wir betroffen sein oder beschämt? Oder dürfen wir einfach erkennen, dass die sichtbaren und unsichtbaren Narben ein Teil von uns allen sind und dass Menschen mit ihnen zurechtkommen müssen und auch können?

Wie das Leben weitergehen kann, nachdem das Udenkbare passiert ist, hat auch die norwegische Fotografin Andrea Gjestvang beschäftigt. Am 22. Juli 2011 explodiert im Regierungsviertel Oslos eine Autobombe, durch die acht Personen sterben. Knapp zwei Stunden später betritt ein in Polizeiuniform gekleideter und bewaffneter Mann die Insel Utøya und beginnt zu schießen. Auf der Insel befinden sich rund 560 Jugendliche, die einem Feriencamp der Jugendorganisation der sozialdemokratischen Arbeiterpartei „Arbeidernes Ungdomsfylking“

(AUF) beiwohnen. 69 Menschen, die meisten davon erst 17 oder 18 Jahre alt, werden hingerichtet. Über 100 werden verletzt, die Hälfte davon schwer. Alle haben sie Todesangst erlebt, Freunde und Geschwister verloren, physische und vor allem seelische Narben davongetragen. „Für mich als Norwegerin und Fotografin, die bereits ein Projekt über Jugendliche in Finnmark, der nördlichsten Region Norwegens gemacht hatte, war es unmöglich, sich nicht mit diesem Ereignis auseinanderzusetzen“, sagt Gjestvang. Sie wollte wissen, was passiert, wenn das eigentlich noch so offene und unschuldige Leben eines Teenagers von einem derartigen Schock erschüttert wird. Ein Jahr nach dem Massaker reiste sie durch ganz Norwegen, traf 43 der überlebenden Jugendlichen und fotografierte sie in ihrem heimischen Umfeld – dort, wo sie nun ein wenig verloren wirken; wo alles gleich geblieben ist, während sie selbst sich grundlegend verändert haben.

Auch in Gjestvangs Porträtserie geht es bei aller Aufarbeitung nicht um sie als Person – aber um einen Teil von ihr, um die Geschichte ihres Landes, um das ehrliche Interesse am privaten Leben der Opfer, das auch dann weitergeht, wenn das Thema aus der medialen Öffentlichkeit verschwunden ist. So verfolgen alle drei der vorgestellten Arbeiten einen subjektiven Ansatz, der jedoch nicht explizit das Subjekt beleuchtet, sondern auf eine andere Ebene verweist. Durch das Untersuchen individueller Beweggründe, das persönliche Einlassen auf Menschen und Geschichten, und das Überschreiten von individuellen oder thematischen Grenzen, erlauben die Fotografinnen auch dem Betrachter eine emotionale Annäherung an das Abgebildete. Sie teilen, was sie berührt, aufschreckt, interessiert und zeigen damit das Leben, wie es eben manchmal ist – mitsamt seiner Verletzungen und Narben, Grenzerfahrungen und Schicksalsschläge aber auch mitsamt der Hoffnungen, Veränderungen und des Wachstums, das daraus entstehen kann.

Sophia Greiff

Autorin und Kuratorin für Fotografie

Mobil 0170 – 7357267 • E-Mail mail@sophiagreiff.de • Web www.sophiagreiff.de

FOTODOKS 2013

STRANGER WORLD

Erschienen bei *book with a beard* anlässlich der Ausstellung im Münchner Stadtmuseum, 16. Oktober – 01. Dezember 2013

ÜBER PERSÖNLICHE BEGEGNUNGEN UND DIE SUCHE NACH DEM WIDERSPRÜCHLICHEN. EIN GESPRÄCH MIT PEPA HRISTOVA.

Im Norden Albaniens leben bis heute die „Sworn Virgins“, die letzten Mannfrauen Europas. Eine mündlich überlieferte Gesetzessammlung aus dem Mittelalter, der „Kanun“, erlaubt Familien, die ihr männliches Oberhaupt – nicht selten durch Blutrache – verloren haben, eine Frau aus der Verwandtschaft als Stellvertreterin zu bestimmen. Voraussetzung ist, dass diese schwören muss, ihre Jungfräulichkeit für immer zu bewahren.

Pepa, nachdem dir 2006 eine bulgarische Freundin von den, in der Landessprache „Burrnesha“ genannten, Frauen erzählt hatte, bist du nach Albanien gereist, um zu sehen, was an der Geschichte dran ist. Wie gehst du da vor? Wie erschließt du dir ein Thema?

Ich recherchiere am liebsten vor Ort und lasse mich ein bisschen treiben. Wenn man eine offene Einstellung hat, fügt sich meistens alles ganz leicht zusammen – das eine entwickelt sich aus dem anderen. Ich liebe diese kleinen Wunder und Zufälle auf dem Weg. Die Menschen, die man kennenlernt, die Dinge, die man erlebt. Wenn es mich vor Ort einmal richtig gepackt hat, festigt sich das Thema sehr schnell. Ich sammle verschiedene Eindrücke, Archivbilder, Landschaften, alles was ich sehe und was für mich eine Assoziation zu dem Thema hat – wie in einem Notizbuch, das ist ein intuitiver Prozess.

Was war es, was dich am Phänomen der Mannfrauen gepackt hat?

Mich hat fasziniert, wie sich das Äußere der Frauen so sehr der inneren Einstellung anpassen kann. Wie sich die Physiognomie, die Gesichtszüge, die Stimme, das ganze Auftreten verändern und wie überzeugend das ist. Die so genannten Schwur-Jungfrauen werden in ihren Familien geachtet und erhalten den Status von Männern. Sie leisten Männerarbeit, kleiden und verhalten sich wie Männer, sind aber keine Männer im sexuellen, sondern in einem gesellschaftlichen und sozialen Sinn. Dabei füllen sie ihre Rolle so perfekt aus, dass sie im Laufe der Zeit außerhalb der Familie nicht mehr als Frauen erkannt werden. Mit den Jahren scheint die Frau in ihnen verloren zu gehen. So etwas geht nur, wenn es eine tiefe persönliche Überzeugung ist. Das finde ich immer noch unglaublich – diese Stärke eine solche Entscheidung zu treffen und ein Wort zu geben, das man nicht brechen darf. Und das in unserer heutigen Zeit.

Wie und wo findest du sonst deine Themen? Im Alltag? In der Ferne?

Ich bin keine Fotografin, die jeden Tag mit der Kamera herumläuft. Ich entscheide mich konkret dafür und verfall dann auch in einen ganz anderen Zustand. Aufgrund meiner bulgarischen Wurzeln sehe ich mich geradezu verpflichtet, Arbeiten über meine Heimat zu schaffen, die der Geschichte eine neue Sicht geben. Ich möchte mich nicht auf den Osten festlegen aber das ist ein Thema, das mich momentan beschäftigt. Mich inspirieren die Farben, die Gerüche, die Ruhe. Auch die gebrochene Schönheit darin. Aber grundsätzlich glaube ich, dass man seine Geschichten überall finden kann.

Was denkst du, wie involviert muss ein Dokumentarfotograf sein, um eine gute Geschichte zu machen?

Das kommt ganz darauf an. Als ich die Mannfrauen in den Bergen besucht habe, hat es sich oft ergeben, dass wir zum Essen eingeladen wurden. Mit manchen haben wir gefeiert und getrunken. Bei anderen auch übernachtet. Aber ich muss nicht ein Teil des Ganzen sein, um meine Bilder zu finden. Wichtig ist, dass ich einen persönlichen Bezug zum Thema habe und mich angesprochen fühle. Ich sehe meine Aufgabe nicht darin, etwas zu dokumentieren, um die Menschen aufzuklären. Ich suche nach dem, was mich selbst interessiert und begeistert – nur dann ist es auch authentisch.

In deiner Arbeit ergänzen sich verschiedene Genre. Du verbindest Momentaufnahmen mit Inszenierungen und genauen Beobachtungen der Situationen. Was muss ein Bild für dich aussagen? Wann ist es gut?

Ich mag es, wenn Bilder eine Mehrdeutigkeit haben und nicht so einfach gelesen werden können. Wenn etwas widersprüchlich ist oder eine Diskussion hervorruft. In meiner Fotografie spiele ich eher mit Bedeutungen und forsche nach etwas tieferliegendem. Bei den „Sworn Virgins“ habe ich zum Beispiel danach gesucht, wo in den Personen die Frau und wo der Mann sichtbar wird. Die Bilder lassen dabei offen, ob die Individuen glücklich sind oder nicht. Für mich ist es wichtiger, etwas zu vermitteln, was man vielleicht nicht eindeutig in Worte fassen kann.

Gerade ist dein Buch zu den „Sworn Virgins“ im Kehrer Verlag erschienen. Auch hier gehst du sehr frei mit der Interpretation des Themas um und forderst den Betrachter ein bisschen heraus. Welche Rolle spielen da die Worte?

Für mich ist Text sehr wichtig und ich mag es mit dieser Verbindung von Text und Bild zu spielen. Dadurch kann man auch herausfinden wie die Menschen funktionieren: Wie assoziieren sie und wie offen sind sie, sich die Geschichten zusammenzustellen, ohne dass alles erklärt wird. Natürlich muss man sich bei so einer Form mehr auf die Arbeit einlassen und sich damit auseinandersetzen. Aber wenn das funktioniert, kann man die Menschen auch auf einer ganz anderen Ebene erreichen. Das finde ich immer total spannend, wenn Leute in den Bildern plötzlich etwas sehen, was eher aus ihnen selbst heraus kommt und nicht unbedingt mit der Geschichte zu tun hat. Außerdem gefällt es mir, wenn der Text die Bilder wie ein eigenes Kunstwerk ergänzt – wenn er sich aus den Bildern entwickelt aber dadurch etwas Neues, Eigenes entsteht.

Wie viel Zeit braucht eine fotografische Arbeit, bis sie abgeschlossen ist? Wie lange und intensiv muss man sich mit einem Thema beschäftigen?

Das ist unterschiedlich, das spürt man einfach. Eine buchwürdige Arbeit kann auch aus einer einmaligen Situation heraus entstehen. Wie die Serie „Come Bury Me“ von Andrej Kremenschouk – der hat zufällig eine Gruppe Obdachloser in Russland getroffen, vier Abende mit ihnen in ihrer Hütte verbracht und als er ein Jahr später zurück kam und das Haus

abgebrannt vorfand, hat er den einzigartigen Bewohnern ein großartiges Buch gewidmet. Das hat eine unglaubliche Intensität! Man braucht nicht mehr zu sehen.

Für andere Geschichten muss man sich dagegen mehr Zeit nehmen, bis alles stimmig ist. An meiner Arbeit über die Mannfrauen habe ich von Ende 2007 bis Anfang 2010 gearbeitet, bis das Thema für mich abgeschlossen war. Irgendwann haben sich die Geschichten wiederholt und ich hatte das Gefühl, durch die gesammelten Beispiele schon genug Material zu haben, um die Tradition darzulegen.

Deine Herangehensweise an das fotografische Medium ist eine sehr intuitive, offene. Wie frei darf Dokumentarfotografie deiner Meinung nach sein?

Ich finde den Begriff Dokumentarfotografie schon nicht mehr relevant. In der zeitgenössischen Fotografie vermischt sich alles und es gibt unterschiedlichste Herangehensweisen an ein Thema. Ein eher konzeptueller Ansatz wird oft nicht mehr als reine Dokumentarfotografie verstanden. Aber allein die Art der Präsentation bei einer Kunstaussstellung kann ja schon die Deutung und Einordnung einer Arbeit beeinflussen und sie in eine ganz andere Richtung bringen. Ich möchte meine Arbeit einfach frei und losgelöst von diesen Kategorisierungen wie Dokument, Kunst, Porträt, Landschaftsfotografie, etc. denken. Fotografie ist für mich etwas Persönliches. Mir geht es darum, Menschen zu begegnen, mit ihnen zu arbeiten und zu lernen – und durch die Themen, die mich interessieren und durch die Art wie ich sie zeige vielleicht auch andere Menschen zu erreichen. Die Welt hat schon so viel gesehen und viele Geschichten wurden bereits erzählt – da finde ich eine individuelle Auseinandersetzung und Betrachtung der Welt viel reizvoller.